



PHILIPP LOSER

«Hiroshima» und die Schweiz

Die wichtigste journalistische Arbeit des 20. Jahrhunderts erschien im August 1946. Ein Jahr nach den Atombombenabwürfen über Hiroshima und Nagasaki widmete die Zeitschrift «The New Yorker» seine gesamte Ausgabe einem Text von John Hersey. Der amerikanische Reporter erzählte die Geschichte von sechs Überlebenden des Bombenabwurfs. Ein Jahr lang hatte die US-Regierung den Zugang zu den zerstörten Städten streng reguliert und der Öffentlichkeit ein geschöntes Bild der neuen Waffe verkauft.

Die Medien hatten bis dahin an dieser Erzählung mitgearbeitet. Eingebettet in die Kriegsstrategie der USA stellten sie die Bombe als Wunder der modernen Kriegsführung dar. Extrem potent – aber für den Menschen nicht schlimmer als irgendeine andere Bombe. Ein General sagte dem Kongress, der Tod durch Strahlung sei eine «sehr angenehme Art» zu sterben.

«Hiroshima», so der Titel von Herseys Text, der kurz nach der Publikation im «New Yorker» als Buch erschien, veränderte die Wahrnehmung nuklearer Waffen. Er machte aus den Kriegsoffern in Japan, zuvor eine gesichtslose Masse, wieder Menschen. Die nüchtern erzählte Reportage wurde zu einem globalen Bestseller und schrieb Geschichte. «Seit 1945 wurden in keinem Krieg mehr Atomwaffen eingesetzt. Auch weil Hersey die Welt auf die wahre, zerstörerische Wirkung

dieser Waffen aufmerksam gemacht hat», heisst es in dem letztes Jahr erschienenen Buch «Fallout» der Journalistin Lesley M. M. Blume, das die Entstehungsgeschichte von «Hiroshima» nacherzählt.

Hersey veränderte die Welt tatsächlich, aber er veränderte sie nicht über Nacht. Die Geschichte seines Textes zeigt auch, wie träge gewisse Systeme sind. Wie gewisse Staaten trotz «Hiroshima» noch sehr lange brauchten, um zu begreifen, dass ein erneuter Abwurf von Atomwaffen das Ende der Menschheit bedeuten könnte.

Zum Beispiel die Schweiz. Diese setzte nach dem Zweiten Weltkrieg eine «Studienkommission für Atomenergie» ein, mit dem Ziel, den Nutzen von Atomwaffen für das Land zu eruieren. Im Juli 1958 beschloss der Bundesrat, die Presse über die Haltung der Schweizer Regierung in Sachen Atomwaffen in Kenntnis zu setzen. «Es liegt auf der Hand, dass eine mit Atomwaffen ausgerüstete Armee das Land ungleich besser verteidigen kann als Streitkräfte, die nicht über Atomwaffen verfügen», hiess es in der Veröffentlichung, die heute im Archiv der Forschungsstelle Diplomatische Dokumente der Schweiz einzusehen ist.

In Übereinstimmung mit der jahrhundertalten Tradition der Wehrhaftigkeit sei der Bundesrat der Ansicht, dass der Armee die wirksamsten Waffen gegeben werden müssten. «Dazu gehören die Atomwaffen.» Die Schweiz, unberührt von der zerstörerischen Kraft der Bombe, träumte während des Kalten Kriegs den nuklearen Traum. Sie kaufte Tonnen von Uran, experimentierte mit Plutonium. Ein Oberstdivisionär verkündete öffentlich, mit einer Mirage könne man eine Atombombe bis nach Moskau tragen.

Erst 1988, also dreissig Jahre später (und zwanzig Jahre nachdem die USA und die Sowjetunion den Atomwaffensperrvertrag unterzeichnet hatten), gab die Schweiz ihre Pläne auf.

Braucht halt alles seine Zeit. So wie jetzt wieder. Ende Januar ist der neue globale Atomwaffenverbotsvertrag in Kraft getreten, mit dem Nuklearwaffen in gleicher Weise geächtet werden wie biologische oder chemische Waffen. Die Schweiz hatte dem

Vertrag ursprünglich zugestimmt, aber vor drei Jahren beschlossen, lieber doch nicht zu unterschreiben – wegen «sicherheitspolitischer» Risiken. Auch Druck aus dem Parlament hat den Bundesrat nicht zu einer Unterschrift bewegen können.

Das passt alles bestens zur Atomgeschichte der Schweiz. Und ist auch nicht weiter schlimm – irgendwann wird der Bundesrat diesen Vertrag doch noch unterschreiben. Halt einfach nicht heute oder morgen. Numinid gsprängt.

PHILIPP LOSER

ist Redaktor des «Tages-Anzeiger».



LEXIKON DER GEGENWART

NINA KUNZ

Postpandemische Behürungen

Eigentlich dachte ich ja, dass ich mich auf alles freue, was nach der Pandemie kommt. Doch dann ist mir Folgendes passiert:

Vor einigen Tagen traf ich auf der Strasse eine alte Kollegin, und da merkte ich, dass ich komplett verlernt habe, wie Small Talk geht. Während sie lässig drauflosredete, brachte ich keinen Satz heraus. Stattdessen lächelte ich nur steif und war erleichtert, als sie dann «weitermusste».

Und klar. Das klingt banal, aber in diesem Moment begriff ich, dass sich während der Pandemie einiges verändert haben könnte. Denn: Viele von uns hatten über Monate hinweg nur mit den «engsten Menschen» Kon-